

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

72 (26.3.1930) Die Mußestunde

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Einen kleinen Blick einer Literaturgeschichte der Lyrik des 19. und 20. Jahrhunderts gibt der neuerdings sehr seltene Buchkreis in seinem Doppelheft Oktober/November. Von Goethe über Rainer Maria Rilke bis Max Wertheim, Gertrud Engelke und Erich Kästner reist Kurt Pfendring einen Grundriß der besonderen künstlerischen Form der Lyrik auf. Beide Beispiele machen das an sich nicht leichte Thema auch dem einfachsten Arbeiterleser verständlich. Der 2. Teil des Doppelheftes — bearbeitet von Franz Jung, der bekannt geworden ist nicht minder durch seine abenteuerliche Fahrt nach Rußland, wie durch seine, entscheidende Wirkungsfragen behandelnden Romane, darunter auch den süchtigen in den Bücherkreisläufen veröffentlichten Oberflächler-Roman — versucht, die Stilwandlung, d. h. das eigentliche literarische Problem im Drama von Goethe bis zur Väterator-Bühne zu behandeln. Wir machen auf dieses recht interessante Heft besonders aufmerksam, das außerdem eine wertvolle Prämie für Mitglieder-Werbung anknüpft und jedem Interessenten auf Wunsch gratis und franco zugeandt wird.

„Es zog ein Buch hin aus“. Von Rudolf Proschko, Karlsruhe. Verlag Fr. Gutlich. Mit R. Proschko ist ein lebenswürdiger Mensch von uns gegangen, von dessen dichterischem Talent gerade die ersten reifen Früchte zu fallen begannen. Wir erinnern uns gerne an seine Gedichte in verschiedenen Tageszeitungen, deren Inhalt bei hochschwebender Form fast immer etwas aufwies, das aufhorchen machte. Proschko ist ein Meister der Stimmung, und als solcher bewährt er sich auch im vorliegenden Bändchen voll lebenswürdiger Jugendgeschichten, die einen Schmutz bilden für den Weihnachtstisch eines jeden Verehrers echter Poesie. In kleinen, klar gezeichneten Bildern, Ausschnitten aus dem romantischen Studentenleben, wo das Sehnen und Träumen viel um das Wunderphänomen Weib kreist, verleiht es der Verfasser, einen Strich der Gedächtnisse einzufangen. Gedächtnisse oder Traäume werden durch die empfindsame Seele zu Ereignissen gestaltet, der Kavalier poetisch verklärt, daß man die Gestirte mit dem Zeufzer beendet: Wer doch auch so mit Schönheits-trunkenen Augen in die Welt zu schauen verhandelt. Was dem Normalmenschen belanglos erscheint, tucht Proschkos Winkeln mit bunten Farben, und im Ruß ist die Gemäde entstanden von wunderbarer Feinheit. Hier ist das Reale durch die Kunst verklärt und durch eine kultivierte Sprache erhöht. Diese reizvollen Geschichten, z. T. wie hymnische Gedichte in Prosa anmutend, sind technisch virtuos und künstlerisch mit reifstem Feinsinn geschrieben, jede einzelne nach Stimmung und Geschlossenheit ein kleines Meisterwerk.

Propyläen-Weltgeschichte. Die französische Revolution. Napoleon und die Restauration. Herausgegeben von Universitäts-Professor Walter Gock, Leipzig. Diese Weltgeschichte des Propyläen-Verlages ist die erste, die nach dem Weltkrieg entstanden ist, die erste, die von den grundsätzlichen Veränderungen des letzten Jahrzehntes ausgeht und unter heutigen Gesichtspunkten den gesamten historischen Stoff ordnet. Das bedeutet neue Wertungen der Entwicklung von den Anfängen Europas bis zur Gegenwart, neue Begriffe von den Beziehungen der Völker, vom Leben der Staaten und der Menschheit. Jedes Jahr sollen drei Bände erscheinen. Als erstes Werk hat der Verleger, der die dramatische Epoche des neueren Europas umfaßt, die Revolution von 1789, das Napoleonische Kaiserreich und das Zeitalter der Restauration. Eine große Betrachtung von Professor Gock über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts eröffnet den Band. Der Zürcher Historiker Alfred Stern behandelt die französische Revolution von den Reformversuchen unter Ludwig XVI. bis zum 19. Brumaire, dem Tag von Napoleons Staatsstreich. Der Pariser Professor Franz Schanz ist der Autor des Abschnittes über Napoleon, seine Siege, seinen fallenden Glanz und sein Verhängnis, aber die Ordnung und den Zusammenbruch seines auf der Revolution errichteten Reiches, das unterging, aber mit seinen gesetzgeberischen Prinzipien auf das ganze 19. Jahrhundert fortgewirkt hat. Edgar Wallat, der Bonner Literaturhistoriker, schildert die Geisteswelt der Vorkonferenzzeit von 1800, die in Richtung und Kunst von den Mächtigsten der Klassizismus und der Romantik beherrscht ist. Der Berliner Nationalökonom Heinrich Dertner behandelt als Autorität seines Fachs die wirtschaftlichen Umwälzungen, die Geburt des englischen Fabrikwesens, die Ausbreitung des Industrialismus auf dem Kontinent, das Freihandelsystem des Liberalismus, die Gruppierung der Fabrikarbeiterklassen, die Gedanken und Wankfälle des neueren Sozialismus und seiner Führer. Friedrich Zupf ist Professor der Danziger Universität, schließt den Band mit der Geschichte Europas vom Wiener Kongreß und der Heiligen Allianz bis in die vierziger Jahre; und auch dieses Bild ist von überraschender Fülle des Materials und seiner Gestaltung. — Die Propyläen-Weltgeschichte betont das Illustrative und bietet es, wie die Propyläen-Kunstgeschichte, ihre Vorgängerin, in verschönerter Weise dar. Aus den Museen, Bibliotheken, Archiven, Kupferstichkabineten der ganzen Welt hat sie das Wertvollste zusammengetragen. In höchster Vollendung ist es reproduziert. Stoffliche Karten, Zeitstrahl und Register vervollständigen jeden Band. Und so erlebt der Leser dieses Werkes Geschichte nicht nur nach, er ist ihr unmittelbarer Zuschauer. Vorzugspreis bei Subscription pro Band in Zeilen 30 Mark, in Halbteller 34 Mark, später 34 Mark bzw. 38 Mark.

Johannes Frey: Zwischen Paraná und Tiéti. Tiere und Menschen im Urwald von Sao Paulo. Verlag der Leipziger Buchdruckerei H. G., Leipzig 1929. 263 Seiten. Preis geb. 5 M. — Der Verfasser verfuhr im Wald, daß er ein nicht nur unterhaltendes, sondern auch belehrendes Buch schreiben wollte. Wir können nur bestätigen, daß ihm seine Arbeit ganz ausgezeichnet gelungen ist. Dieses Wälder-Buch ist wirklich auf jeder Seite belehrend, ohne lehrhaft zu sein, und doch zugleich unterhaltend, weil der Autor — ohne Rücksicht auf einen so vielfältigen, zuweilen sogar etwas spröden Stoff — doch immer wieder eine Form zu finden versteht, die der Lesende einen außerordentlichen Reiz verleiht. Im Ziel wird — alles beiseite — der Gegenstand der Reichhaltigkeit geographisch stark einseitig. Was Frey uns bietet, ist in der Tat weit mehr als die Erzählung seiner Erlebnisse im Urwald von Sao Paulo. Denn fast jedes einzelne Kapitel enthält wertvolle Beiträge zur Gesamtkenntnis der ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse jenes riesigen, an Reichtum dem europäischen Kontinent kaum nachstehenden Zerkulums. Und der Verfasser macht es sich nicht leicht, da er jedem Wissensgebiet, das nur irgendwie für die Betrachtung des Landes und seiner Bewohner in Frage kommt, mit vorbildlicher Sorgfalt und Eindringlichkeit zu Werke rät. Der Verfasser weiß auch alle aufstrebenden Probleme vom richtigen Punkt aus anzugreifen, und gerade auf den zum Teil noch recht unerforschten haben moderner Völkerverkehr und Rassenbiologie, übrigens auch auf vielen anderen Gebieten zeigt sich immer deut-

licher die unabweisbare Notwendigkeit der historisch-materialistischen Methode gegenüber aller bürgerlichen Wissenschaft — die den entbehrlichen „Geopolitik“ mit eingeschlossen. Daraus anzunehmen, sei Prebens einflussreiches Element für die einseitige Beurteilung wie für alle farbigen Rassen Südamerikas, was gleichzeitig einen Akt proletarischer Klassenolidarität mit den in schamloser Weise Ausgebeuteten und Unterdrückten bedeutet. Deutsche Proletarier aber, die etwa den Gedanken einer Auswanderung in brasilianische Urwälder ernsthaft ins Auge fassen, sollten jedenfalls die Erfahrungen eines Mannes berücksichtigen, der nach Abenteuer ausjag und statt der erwarteten Romantik mit einer nur allzu niederen Wirklichkeit Bekanntschaft machen mußte. Dem mit vorzüglichen Illustrationen ausgestatteten Buch ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Arthur Goldstein.

### Käffelecke

#### Käffel

Der Wind — ein Trit — der Sonne milder Strahl  
Kann auf den Höß'n zum Dolein mich erwecken;  
Bild wechselnd eil' ich brüllend dann zu Tal,  
Bewältigung im Gefolge — Tod und Schreden! —  
Der Zeichen zwei nur brauchst du zu rangieren,  
So wird sich dir ein Name präzentieren.

#### Bejuchstarten-Käffel

Erich Ketter  
Roeln.

Aus den Buchstaben dieser Bejuchstarte ist der Beruf des Mannes zusammenzustellen.

### Käffelauslösungen

Silben-Kreuz-Käffel: Garten Kabe.

Rechen-Aufgabe: Der Jäger hatte 30 Hasen, 21 Füchse und 9 Rebe geschossen.

Richtige Lösungen sandten ein: Chr. Wils, Drollinger, Rudolf Coers, Emil Stiefel, Lina Zimmer, Robert Maties, Fr. Kaufmann, Berner, Frieda Herbst, Sul, Grimmer, Hermann Schleid, Karlsruhe; Frau Anna Ansel, Karlsruhe-Mühlburg; Ludwig Böier, M. Karzger, Karlsruhe-Grimmels; Fr. Robert, Karlsruhe-Alföldlung; Friedr. Bauer, Karlsruhe-Kippur; Ernst Bachmeier, Wödingen; Hans Schottmüller, Masch bei Ettingen; Leopold Kern, Vietingheim; Robert Bach, Rintlingen; Erik Schroff, Karlsruhe; Helmut Käffel, Karlsruhe.

### Witz und Humor

Sunderrennen. Macpberjon und Brown haben jeder einen Jagd-hund. Sie verabreden für die zwei Hunde in vierzehn Tagen ein Wettrennen. Hundert Pfund Sterling für den Sieger des laufenden Hundes. — Da hört Macpberjon, das Browns Hund einen Unfall erlitt und etwas hinkt. Er ruft ihn an: „Ich verzichte großmütig auf das Rennen gegen eine Entschädigung von zehn Pfund.“ — Gemacht. — Seine Freunde wunderten sich. „Mensch, du hättest ruhig rennen lassen sollen und die hundert Pfund gewinnen — warum hast du abgefaßt?“ — Macpberjon (lächelnd): „Weil mein Hund schon acht Tage vorher gestorben war.“

Eisenwaren. „Bitte geben Sie mir ein Büchsenöffner.“ — „Wozu soll der sein, Kleiner? Gemütskonserve?“ — „Sardinen?“ — „Sie kommen toll au's Muckstopp? Spaaaaarbüchse!“

Finanzgenie. Sohn eines Finanzmannes: „Mutter, ich habe eine Idee!“ — „Nun, was denn?“ — „So hab' ich: Reibe mir 10 Mark, gib mir aber nur fünf, dann schulde ich dir fünf und du schuldest mir fünf und dann sind wir quitt.“

Der große Mund. Ein junger Mann, welcher einen unheimlich großen Mund hatte, verlobte sich mit einem jungen Mädchen und ging zu ihrem Vater, um dessen Einwilligung zu erbitten. „Ich bin gekommen“, sagte er, breit lächelnd, um keine Verlegenheit zu verbergen, „Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

„Entschuldigen Sie,“ sprach der Vater, „aber möchten Sie nicht so freundlich sein für einen Moment Ihren Mund zu schließen, da mit ich leben kann, wer Sie sind!“

Vor und nach der Ehe. Eine Dame betrat ein Handchuhgeschäft und verlangte ein Paar Herrenhandschuhe. Als der Verkäufer ihr ein Paar vorlegte, welches billig war, sagte sie: „Oh nein, ich möchte ein gutes Paar haben, sie sind für meinen Verlobten.“

Sie nahm dann die besten, die im Laden waren. Eine halbe Stunde später kam eine andere Dame und verlangte ebenfalls ein Paar Herrenhandschuhe. Der Verkäufer zeigte ihr die guten und nannte den Preis. „Um Gotteswillen, so teuer!“ rief sie entsetzt aus. „Nein, nein, zeigen Sie mir die billigsten, die Sie haben, sie sind für meinen Mann.“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

# Die Wußestunde

## Zur Unterhaltung und Belehrung

12. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 26. März 1930

### Schritt um Schritt!

Die nebelgraue Morgenstraße  
Will nicht nur meinen schweren Schritt.  
Sie lockt und lockt die andern mit,  
Sich taubendfüßig zu verneben,  
Nach einem neuen Dafeinsmaße.

Das kleine Ich im Tag geripinat,  
Nur Schritt und Schritt zusammenklingt  
Am großen, festen Wir.

Und Haus und Saus — die ganze Stadt,  
Der schwebelchweren Träume satt,  
Sich Mann und Mann mit mir.

Und aller Hände eine Hand —  
Und aller Brände Feuerbrand —  
Und Kohle, Erz und Staub und Stein . . .

So schaffen wir das Vaterland,  
Im Werk die Menschheit zu betret'n  
Und führen nahe Herz zu Herz!

Otto Jieie.

### Der Verzicht

Novelle von Fred Westermarck

Diese Geschichte fima damit an, daß Andrew Robin bei irgend-einer Gelegenheit Diana kennen lernte. Diana — ja, eigentlich hieß sie ganz anders, führte einen sehr schlichten, bürgerlichen Namen. Aber leidend irgendein etwas verumpfter junger Lord, den sein Vater nach Indien geschickt hatte, um sich hier die Hörner abzulassen oder in unauffälliger Art in die Gefilde der Seligen hinüberzuwecheln, die Aehnlichkeit dieser Frau mit dem berühmten Porträt der vielgeliebten Diana von Poitiers feststellte hatte, fanzte man sie in ganz Bombay nur noch unter diesem Namen. Diese Aehnlichkeit war wirklich frappant, und deshalb brauche ich die ichöne Frau nicht näher zu beschreiben. Ja, man wird mir so gar ohne weiteres glauben, wenn ich behaupte, daß Robin ihr vom ersten Augenblick an reitungslos, mit Haut und Haaren, verfallen war. Trotzdem er vor noch nicht langer Zeit sich in aller Form mit einem Lieben, süßlichen, sehr blonden und sehr englischen Mädchen aus besser Familie verlobt hatte und eigentlich schon zu Weh-nachten betrauten sollte.

Man mußte schon furchtbar naiv sein, um zu erkennen, welcher Art von Frauen Diana auszurechnen sei. Denn so sicher, so hochmütig und gleichgültig konnte sich nur eine Dame bewegen, die keinen Ruf mehr zu verlieren hatte. Und so verlobt unter der Weiblichkeit, so beliebt bei den Herren konnte auch nur jemand sein, der vielen gefällig war und das doch mit so viel Laft, mit solcher Charme und Vorzicht tat, daß sich einiach keine Möglichkeit bot, ihn geistlich zu ächten.

Aber natürlich — obgleich Robin wirklich noch reichlich jung und unerfahren war — so naiv war er doch nicht, daß er etwa in Diana eine Bestie oder etwas Wehliches sah. Er hatte im Klub ihren Namen so häufig und mit so verhänglichen Augenwinkeln nennen gehört, daß er einigermaßen Weisheit wußte über die Bunt-heit ihres Vorlebens. Aber was half das? Sie leben und alle guten Vorzüge, alle Gewissensstrudel über Bord werfen, war die Sache eines Augenblicks. Im nächsten hatte er sich bereits widerstandslos vor Dianass Triumphwagen spannen lassen und daß im europäischen Viertel irgendwo ein süßes, blondes Mädel sah, das Dorrit hieß und keine Braut war, das verzachte ihm zwar anfangs noch einige böse Stunden, dann aber schob er diese peinliche Vorstellung ganz wahllos von sich fort, ließ übersehn, daß er sich geäußert habe, als er dieses Mädchen um seine Hand bat.

Diana wußte selbstverständlich um die Verlobung. Und das Bewußtsein, ein Mädchen ausgeföhren zu haben, das nicht nur wohlhabend war, sondern auch in den englischen Salons als besonders repräsentable Vertreterin ihrer Klasse galt, gab den Beziehungen Dianass zu Robin einen besonderen prickelnden Reiz. Keinen Augenblick dachte sie daran, Andrew zu heiraten; ja, selbst wenn er mit einer solchen Forderung auf sie herangekreten wäre, hätte sie ihn besten Falles ausgelacht; denn Unabhängigkeit und Freiheit waren ihr längst unentbehrliche Lebensbedürfnisse geworden. Dennoch mochte gerade der Umstand, daß Robin keinverunngslos Braut, Zukunft und

Karriere um ihretwillen geopfert hatte, dazu beitragen, Diana einen Mann wertvoll zu machen, den sie unter anderen Umständen vielleicht etwas von oben herab, zumindest aber gleichgültig angesehen hätte.

Als sie, nach wenigen Wochen, glaubte, Robin sei genug in der Hand zu haben, begann sie mit stichelnden Bemerkungen über seine Braut, die sie vom Ansehen sehr wohl kannte, herzufallen. Aber da meldete sich in Andrews Herzen der Gentleman, der er im Grunde immer noch war. Er verbat sich, zu Dianass maßloser Ueber-rauschung, energisch jede Berunglimpfung jenes Mädchens. Und Diana hätte ihn nun wohl fallen gelassen, wenn nicht inzwischen eine Art wirklicher Neigung zu diesem jungen einfältigen und liebestollen Menschen in ihr emporewachsen wäre. Eine Neigung, die schon ein ganz klein wenig an richtige Liebe arenate, und ihr riet, sehr, sehr vorsichtig zu sein, damit ihr nicht ein Mensch ent-gelste, der mit der Aufrichtigkeit seiner Liebe ein Etwas in ihrer Seele zum Klingen brachte, das bisher bei all ihren vielfältigen Abenteuern sohartlich stumm blieb und schwieg. Deshalb sie dann beschloß, in Zukunft mehr auf der Hut zu sein und lieber alles, was kommen sollte, der geschickteren Hand einer natürlichen, zukünftigen Entwicklung zu überlassen.

Aber Dorrit? Wäre sie gemein, wie die meisten jungen eng-lischen Mädchen, mit Geld hinter und einer guten Familie um sich, o hätte sie die Verlobung aufgehoben, ja, sie hätte dies in einer Form getan, daß Robin für den Rest seines Lebens geistlich erledigt gewesen wäre. Wozu nicht allzuviel gehört bei diesem klaffenden Volk der cants. Und damit hätte denn diese Geschichte ihr vorzeitiges Ende gefunden.

Aber Dorrit liebte ihren Verlobten, liebte ihn so aufrichtig und ehrlich, daß sie beschloß, von dem Ueblichen abzuweichen, daß sie sich sehr vornahm, sich ihm zurückzukämpfen, sei es selbst auf Kosten ihres Stolzes. Und wir werden sehen, wie sie es anging. Einmal trafen sich die beiden Damen im Park bei dem morgend-lichen Spazierritt. Sie ariähnen sich nicht, natürlich — offiziell kannten sie sich ja nicht. Und wäre es anders gewesen, so hätte man zehn segen eines wetten können, daß sie sich erst recht nicht ge-ärüht hätten. Man muß jedenfalls annehmen — obgleich keine Regel ohne Ausnahme besteht. Diana ritt an ihrer Nivalin über Holz, sehr höflich vorüber, ein geringfügiges Nadeln frauente ihre Lippen. Dorrit — „Klein Dorrit“, wie Robin seine Braut immer genannt hatte, in früheren, ad so fernem Tagen — hielt den Kopf ernsthaft auf den Sattelknopf ihres Gauls. Jeun Sekunden später hielt Diana ihr Pferd an, sehr überaus, daß Dorrit ihr einen bösen mißtenden, verhänglichen Blick nachsenden würde. Wirklich hatte auch das Mädchen halt gemacht — aber was Diana sah, war ein Bild so voll Verehrung, Demut, ja, Andacht, daß sie beinahe erschraf.

Dies Kind ist entweder entsetzlich dumm oder . . .“ flüsterte Diana, ihrem Pferd die Sporen gebend. Sie wagte nicht, den Satz zu Ende zu denken und ritt davon in einer Stimmung, die mit dem Triumphgefühl, das sie aus dieser Begegnung erhoffte, wenig ge-nug zu tun hatte, nun selbst auf die merkwürdigste Art verwirrt und aus der Fassung gebracht.

Das war im September gewesen und sechs Wochen später, auf dem großen öffentlichen Ball im Taitch-mahal, mit dem die eng-lische Kolonie die Saison zu beischließen pflegt, trafen sich die beiden Frauen zum zweiten Male. Robin hatte Dorrit nur kurz und mit verständlicher Verlegenheit begrüßt, etwas übermäßig darüber, daß seine Braut so vollkommen „ihre Gefährtin war“ — wie der Chinese sagen würde. Aber als Dorrits Mutter ihn durchs Voranun mu-sterie wie einen Fremde, wie ein seltenes Ungeheuer, ritz ihm eine Rede mehr des Jorns als der Scham in die Wangen und er stich-tete Hals über Kopf an den Tisch Dianass, die in einem Kranz fradgeschmühter Herren etwas laut und etwas auffällig ihre alän-sende Laune zur Schau trug.

Diana begrüßte ihren Verehrer mit außerordentlicher Freundlich-keit, daß die Tafelrunde vorzoz, ihre Animerantleit anderen Da-men zusammen. Und bald sahen Diana und Robin an ihrem Tisch vollkommen allein, speisten allei, tanzten nur miteinander — eine Situation, die für Diana nichts Feinliches an sich zu haben schien.

Einmal, zwischen dem Tanz, ging Diana auf einen der kleinen Balkons hinaus, um sich ein wenig abzukühlen. Sie hatte noch nicht drei Minuten dagestanden und nachdenklich den kalten süßlichen Stern-himmel betrachtete, als sie das keine Kaulchen eines lebenden Kleides neben sich hörte. Keinen Augenblick war sie im Zweifel, wer da so im Dunkel neben ihr lehnte. „Jetzt kommt die oblige Eifererichsigene“ dachte sie, und ihr Körper spannte sich in Erwartung eines Kampfes, der ihr bestimmt nicht mehr neu war.

Aber aus der Nacht löste sich plötzlich eine Stimme, o keine hatte, vorname, während oder verächtliche Stimme, wie Diana es erwartet hatte, sondern ganz laut, ganz hart und süß, traurig und edelmutig zugleich, sprach das Mädchen, das Robins Braut war.

„Gnädige Frau“ sagte Doritt und so leise kamen die Worte über ihre Lippen, daß der weiche Nachtwind sie in der nächsten Sekunde verwehte, „Gnädige Frau — ich weiß, daß Andrew Sie liebt. Und gewiß bin ich sehr, sehr unglücklich, daß er mich verlassen hat — verlassen wird, zum mindesten aber, ich möchte nur dies sagen: Sie sollen nicht glauben, daß ich Ihnen sünte. Sie sind so schön, daß ich Robin gut verzeihe. . . so schön wie ein Engel und sicher auch so gut wie ein Engel. Und — wenn ich Robin wäre, ich glaube, ich würde bandeln wie er . . .“

Ja, das sagte Doritt, deren Gesicht blaß und schattenhaft durch die Nacht schimmerte. Und dann spürte Diana einen ganz zaghaften, leisen Kuß auf ihren Lippen, so schnell, daß sie sich nicht zur Wehr setzen konnte, und die Gestalt neben ihr war verschwunden, ehe sie ein Wort der Erwiderung fand. Nichts hinterlassend als einen feinen Duft von Flieder.

Sehr nachdenklich und sehr in Unruhe blieb Diana zurück. Sie, die Frau mit den vielen Erfahrungen, mußte sich ausrechnen, daß ihr etwas Ähnliches noch nicht passiert sei. Und so neu, so unglücklich war diese Situation, daß ihre oft erprobte Menschenkenntnis sie erstmalig völlig verließ. Ein Mädchen, ein reines junges Mädchen, dem sie den Bräutigam genommen, hatte sie als Schwester angesehen — einmal hatte ein Weib sie als Schwester behandelt und nicht als Feind. Dies Unabsehbare veranlaßte Diana, sich einer fast unwahrscheinlichen Abtönung, einem fast aufwühlenden Gefühl der Empörung hinzugeben.

„Ich will ihr ihren Andrew wiedergeben“, beschloß sie, und blieb sehr fest in diesem Voratz, abgesehen die Notwendigkeit, Robin wehren zu müssen, sie mit einem bitteren, schmerzlichen Gefühl erfüllte, das ihr gleichfalls bisher fremd war. Weil in ihr — vielleicht — doch ihr geheimen Sehnsucht blühte, einmal zu werden wie die andere: eine glücklich, von dem geliebten Mann geliebte Frau, die hingebende Mutter seiner Kinder. Robin, ja, der hätte es ihr vielleicht einmal geben können, dieses Glück, nach dem sie sich heimlich sehnete — ohne bisher gewagt zu haben, auch nur sich selbst diesen Wunsch eingestanden. Aber nun? Das alles war jetzt vorbei. Denn da war ein Mädchen, das ihn liebte, das ihn glücklich machen würde.

„Wenn ich ihm sage, er soll zu Doritt zurückkehren, würde er mich auslachen und es nicht tun. Alle Menschen werden mich auslachen, wenn sie es erfahren“, überlegte sie. „Ich muß es wohl anders anfangen. Auch um Doritts willen; sie soll nicht denken müssen, daß sie ihre Zukunft mir zu verdanken hat.“

Sie ging in den Saal zurück, wo Andrew noch immer einsam und etwas verlassen an seinem Tisch saß, ein wenig ätzelten ihr die Anie, als sie seinen Arm nahm. Sie führte ihn, ohne daß er es merkte, bis beide plötzlich vor dem Tisch standen, an dem Doritt ihren Ice-cream löschte. Das Mädchen sah gespannt und ein wenig unruhig auf.

„Dies Mädchen hier“ sagte Diana sehr laut, mit beinahe schriller Stimme, „hat sich denart tödlich und lächerlich benommen, daß ich Sie bitten muß, Andrew, für ihre sofortige Entfernung aus dem Saale Sorge zu tragen.“

Das war so laut, so herausfordernd gesagt, daß alle es hören mußten. Plötzlich wurde es totensil, sogar die Musik leckte wie auf einen heimlichen Befehl hin aus. Eine liebe Rote farbte Doritts Wangen. „Ich habe mich verrechnet“, dachte sie, „sie hat mich durchschaut und ich habe vertriebt.“ An die ihr zueifigste Beleidigung dachte sie kaum.

Aber Robin! Mit einem Rud ließ er den Arm Dianas fallen. Er war totensil, als er einen Keilner winkte.

„Die Dame wünscht zu ihrem Auto car geföhrt zu werden“ sagte er schneidend. Und leckte sich, ohne sich von Diana zu verabschieden, auf einen freien Stuhle neben Doritt, deren Hand er ostentativ fühlte.

Diana durchschritt hochaufgerichtetes Hauptes den Saal, unbewegt von dem Glitzern, den Raum ringsherum, unberührt von den Blicken jener, die ihr bisher gebuldig, aber sie bestimmungslos fallen stehen, als sie einen Standa heraufbeuldwor. Draußen jedoch, in ihrem Wagen, lebte sie den Kuß an die Lederpolsterung, verstaute ihre Augen hinter dem Tischtuch und weinte bitterlich. . . .

Das also ist die Geschichte von Diana und Klein-Doritt. Und ich bin durchaus gewiß, daß — falls es so etwas gibt wie eine himmlische Abrechnung — man Diana viele Sünden verzeihen wird um dieser einen guten Tat willen.

## „Und Tschung lacht . . . .“

Von Eril Juel

Für die Wahrheit dieser Geschichte kann ich nicht garantieren, aber ein sehr vertrauenswürdiger Chinoforscher hat sie mir erzählt: Pe-Sang war gestorben, kurz nachdem man ihn mit Tee vermahnt hatte. Sie war so jung, so jung — und — er so alt. Es war eine überaus große Ehre für Tee gewesen, daß der alte vornehme, reiche Pe-Sang sie geheiratet hatte.

Nun sah sie als Witwe in seinem prächtigen Haus, und die Verwundtheit des Pe-Sang gabte genau auf, daß sie die Trauer beiläufig hielt — sie durfte nicht der kleinsten Freude teilhaftig werden. . . . durfte sich keiner frohen Stimmung hingeben. . . .

Das Haus lag, ziemlich weit von der Stadt entfernt, umgeben von Parks, Kanälen und Bäumen, einem umschloß eine hohe Mauer dieses kleine Reich, in dem Tee wie eine Gefangene lebte, bewacht

von Wren weuen, und alles andere als freundlich gesonnenen Bedenken.

Am Park arbeitete Tschung. Er öfnete die Blumen und sorgte dafür, daß die Blühe in den Dämmen und Kanälen ihr Futter bekam. Tschung war nicht viel älter als Tee.

Sie konnte ihn von ihrem Fenster aus beobachten, wenn sie sehnsuchtsvoll in den Park hineinträute, in dem sie am liebsten umhergelauert wäre und gepießt hätte.

Sie war gerade 15 Jahre alt geworden — nichts verstand sie von der Witwentrauer — aber immerhin — man hatte ihr ja alle irdischen Freuden verboten. . . . Ja — wie lange denn eigentlich — das wußte sie nicht einmal — kam es ihr doch schon wie eine Ewigkeit vor — hatte sie doch schon lange genug Trauer vorzuführen müssen — nicht einmal ein Lächeln durfte ihre Lippen umspielen.

Wenn die Sonne im Zenith stand, rübte Pe-Sang's Verwundtheit auf seinen Dedon und Kissen, und die kleine Tee benutzte diese Zeit, um sich ganz dicht an die vergoldeten Fensterläder zu schmiegen — und — Tschung allerhand Zeichen zu machen und ihn zu sich heranzuwinkeln.

Glückselig erzählte er ihr dann von der Schönheit der Blumen, von den schillernden Blüten, von allem möglichem, was die kleine Tee gern hören wollte.

Sie waren beide sehr vorsichtig. Beim geringsten Geräusch bückte Tschung ins Gebüsch, und Tee machte ein bestimmtes Gesicht. Aber wie gut sie das haben liebte, hatte Tschung erkannt.

Den lieben langen Tag erkannte er sich Geschichten, die er Tee erzählen wollte — muntere, lustige Geschichten, um sie aufzuheitern und ihr das schöne Lächeln abzuloden.

So geschah es, daß er ihr eines Tages erzählte. . . . ja, was er ihr da erzählte, hat niemand erfahren — aber Tee mußte wissen, konnte das Lachen unumgänglich unterdrücken — sie lachte — lachte. Sie lachte so laut, daß sie die gesamte Verwundtheit des Pe-Sang aufwachte, und der älteste und grauamste unter ihnen die kleine Tee auf frischer Tat ertappte, während sie sich durch das vergoldete Gitter nach vorn beugte, um dem Mund des Gärnerbüchigen Tschung zu beugen. Tschung redete sich auf den Zehenwippen empor.

Am selben Tage hielt die Familie Gericht über Tee. Tee wurde zum Tode verurteilt — und noch mehr mußte sie erdulden — man zwang ihr ein gelientes Verhören ab, bevor der Familienälteste Pe-Sang's Ehre rettete, und sie mit dem Schwerte entbaute.

Tschung liehen sie lauten, nachdem er Tee sterben gesehen hatte. Er war ihrer Nähe nicht würdig.

Er schlüpfte in die Stadt, wo er awed- und ziellos umherirrte. Man hört ihn überall lachen — hört ansehrstürlig sein Lachen.

Nachts schlüft es plötzlich durch die stillen Straßen. . . .

Uns Deutsche übertrauen von M. Semmler-Abertien.

## Wie die Bäume leben

Auf Höhen und Kläben stehen noch ganze Haufen von Weihnachtsbäumen, die keinen Liebhaber gefunden haben, die nun nutzlos verdorren müssen, während es doch ihre Bestimmung war, zu schönen gesunden Walddäumen heranzuwachsen. Ihr Leben ist an der Wurzel abgeblieben worden wie so manches junge Menschenleben, das zu früh vom Schicksal schnitt wird. Und doch muß das kleine Samenorn viele und schwierige Proben durchmachen, ehe es zu einem widerstandsfähigen und starken Baum erwächst. Im Garten die Obstbäume stehen noch mit Kautz und Schnee bedeckt und stumm und träumen über die Wintermonate hinweg, bis die Frühlingssonne ihre Knospen zu neuem Entreeen wachst. Dann werden auch die in die Erde gelangten Kerne der Ährchen und Äpfel zu keimen beginnen. Zunächst bilden sie die festsichere in den Boden eindringende Haupt- oder Pfahlwurzel, von der in einer gewissen Länge schrägergerichtete Seitenwurzeln abweisen, die sich dann wiederum vielfältig verzweilen und den Boden nach Nahrung für die junge Pflanze durchsuchen. Je eifriger die Wurzeln sind, und je reicher sich das Wurzelsystem entwickelt, um so besser gedeiht das Bäumchen. Wenn sich keine neuen Wurzeln mehr bilden, wächst auch die Krone des Baumes nicht mehr.

Alle Wurzeln wachsen da am reichlichsten, wo der geringste Widerstand und ein möglichst großes Maß von Feuchtigkeit vorhanden ist. Kommen sie an besonders weiches und nährstoffreiche Stellen im Boden, so bilden sie sehr viele Feinerwurzeln, um die günstigste Stelle möglichst auszunutzen. An trockenere Stellen vermindern diese Saugwurzeln völlig. Das Wurzelsystem stößt überzählige Organe eben so ab wie die Krone den mangelhaft belichteten und ernährten Zweigen die Nahrung völlig entzieht und sie dadurch ausmerzt.

Alle Wurzelausbildungen finden wahrheitsgemäß im Frühommer und Herbst statt, bei günstiger Witterung und Bodenwärme auch wohl bis tief in den Winter, während im Juli bis August eine Ruhezeit in der Entwicklung eintritt. Ihre natürliche Grenze findet die Wurzelausbildung durch das Alter des Baumes. Ein alternder Baum hat keine Druckkraft mehr, so daß die Wurzeln sich nicht mehr wie Schrauben in den Boden hineinzubohren vermögen und infolgedessen absterben.

Ein junger Baum kann erst recht zu wachsen beginnen, wenn die Wurzeln festen Fuß gefast haben. Eine gutentwickelte Krone ist als Schattenspender für den Stamm und als Schutz gegen Sonnenbrand geradezu eine Notwendigkeit. Ehemalig wichtig ist für das Gesamtwachstum des Baumes die Entwicklung der Blätter, die ihrerseits für die Atmung aus der Luft sorgen. Bäume drückt das folgendermaßen aus: „Assimilation und Atmung sind zwei Lebensprozesse, die ganz unabhängig voneinander in der Pflanze bestehen. Aufgabe der Blätter ist es, den Kohlenstoff zu beschaffen, dessen der Baum zum Aufbau seines festen Gerüsts, wie zur Vermehrung der

Lebenskraft bedarf und deren Förderung den Wassertransport, der ihm mit dem Wasser selbst bis zum Boden, erduntemessenden Wasserflöße ausführt, und die Temperatur des Bauminneren in günstiger Weise beeinflusst. Die Blattstellen sind am meisten geeignet, möglichst vielen ihrer grünen Zellen den Lichtgenuß zu verschaffen, der zu ihrer chemischen Tätigkeit nötig ist. In dieser Form dienen sie auch der Atmungsbare die größte Oberfläche zum Gas- und Wasserdampftransport dar.“

Der Stamm, der Träger der Krone, leitet das Nahrungswasser aus den Wurzeln nach den Blättern und den Bildungsstoff (die Baumstoffe) von den Blättern nach den übrigen Pflanzenteilen, wo er gebraucht wird. Der Stamm muß fest genug sein, um dem Winde widerstehen zu können. Er verästelt sich deshalb in jedem Jahr um eine neue Holzschicht, den Jahresring, in der zugleich für die jährlich an Zahl zunehmenden Blätter der sich vergrößernden Krone neue Leitungsabläufe geschaffen werden. Die Rinde schützt gegen Verdunstung von innen und gegen Eindringen des Wassers von außen, gegen den nachteiligen Einfluß von Sonne und Frost. Während der Zuwachs des Stammes nach außen hin erfolgt, verdrängt sich die Rinde nach innen durch Ansetzung neuer Holzschichten. Durch die mit der Zeit in der Rinde entstehenden Rostschichten sterben allmählich die außerhalb dieses Rosts liegenden Teile ab und es entsteht Borke. Die Krone gleicht im allgemeinen in Form und Bildung der Wurzel. Hochstrebende Kronen sind meist mit tief nach unten dringenden Wurzeln vereinigt, während flache Kronen eine in die Breite gehende Verzweigung zur Bedingung haben. Eine unregelmäßige Kronenform läßt Schlässe auf die Beschaffenheit des Bodens zu. Finden nämlich die Wurzeln auf der einen Seite des Baumes für ihr Wachstum sehr günstige Verhältnisse, so entwickelt der Baum demgemäß auf der gleichen Seite besonders fräftige Äste und Zweige. Auch Schwerkraft, Licht und Wind beeinflussen die Baumgestalt. Die Zweige wenden sich dem Licht zu und von den beschatteten Stellen ab, wie man bei so dichtem Baumbestand leicht beobachten kann. Die vorberührende Windrichtung einer Gegend läßt ebenfalls ihren Einfluß aus. In der See zum Beispiel streben alle Kronen landwärts. Also auch die Windrichtung und Windstärke einer Gegend kann der Kenner aus den Blättern eines Baumes lesen. Der Baum artet seinem Boden, seiner Heimat nach, auch hierin dem Menschen viel ähnlicher, als dieser heute noch annimmt. Denn viel mehr als ein Symbol ist der Baum für das menschliche Leben, man kann ihn fast als Gleichnis bezeichnen. Das Leben des Baumes erkennen, heißt daher: sich selber in seinen wichtigsten Zügen und Merkmalen erkennen.

Uns Deutsche übertrauen von M. Semmler-Abertien.

## Rußland als dichterisches Erlebnis

Nach auch politisch und wirtschaftlich gegenüber Rußland die kritische Sonde angebracht sein, so ist es doch kein Zweifel, daß in vielen künstlerisch interessierten Kreisen Rußland als geistiges Erlebnis ein Echo findet, so daß es sich lohnt, auch von dieser Seite aus, Rußland einmal gezeigert zu sehen. Ungebeuer breitet im Osten sich ein Reich, das uns immer schon a beiben, Annabnung und freudig angemerkt hat. Wir, das ist der Westen, Annabnung von Kultur, Bewußtsein von erzugenen Werten und Ährchen, Dunkel über all das, was anders lebt als wir. Drüben dehnt sich ein uralt weites Land über Steppen und Wüsten, weniger menschlicher Siedlungen, vereinzelter Städte. Anders war das Tempo des Lebens von jeher dort, ganz anders ist es heute fast uns betrachtet. Voll Ueberlegenheit und doch mit gewisser hämischer Neugier, lauschen wir jeder neuen Kunde, die von dorten kommt.

Ob das Leben der Sowjetunion gegenüber dem früheren Regime besser oder schlechter ist für die russischen Menschen in ihrer Gesamtheit, wer vermöchte darüber mit ruhigen Worten eine nach jeder Richtung hin seltene Entschiedenheit zu treffen, besonders wenn man die verchiedenen Gesellschaftsklassen berücksichtig. Der Russe, sei es ein Tatar, ein Kaufmann, ein Gelehrter oder wie die Völkermischungen immer heißen mögen, empfindet sich als ein Mensch, als ein Mensch, seine Unbrüche aus Leben sind von den unruhigen gänglich verchieden und darum ist es schwer, irgendeine Wertung zu fällen. Er hat etwas Großes dem Ueberwinder voraus: die Inbrunst und den Glauben an eine Sache, die Geduld und Duldbung ihren Forderungen gegenüber und er negiert — soweit nicht eine isolierte Intellektuellensticht in Frage kommt — den Zweifel, jenen menschlichen Zweifel des sich überwindenden, der alles möglich erreicht und blutig Entwürfe sofort leiert, zerlegt, und alle zusammenfassende Arbeit stört. Genau wie der russische Mensch früher gläubig Popen gelauscht, der Madonna gedient, unter der Krone des „Mätereichen“ Jaren gestöhnt, so betet er heute mit demselben Gleichmut den heimgegangenen Lenin an und ist von der Sendung des Kommunismus überzeugt. Mit einer wegwerfenden Geite allein ist es von nicht getan, man muß Verständnis haben für die sowjetrussische Prothese der Gemeinshaft, die konsequent alle umspannt. Es liegt etwas von dem Fanatismus der Uchrischen in diesem neuen Rußland und ihrer Führer, jener Uchrischen, die für ihre Ueberzeugung ihr Leben mit der gleichen unbedingten Hingabe opferien wie das heutige Rußland rückwärts vor nichts zurückschreit, was nach seiner Ueberzeugung im Dienste der Idee notwendig ist.

In diesem Sinne wird der Bericht Armin T. Wegeners in seinem Buche: „Zünf Finger über die“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) in Form von Tagebuchblättern und Briefen das heutige Rußland zu zeichnen zu einem dichterischen Erlebnis des Sowjetstaates. Die Visionen eines Dichters sind darin mit wunderbarer Sprache und so Herzen bebender Eindringlichkeit gestaltet. Das Bewusstsein eines großen Menschen offenbart sich in dem Streben nach lester Klarheit. Es ist keine Kneifschilderung schlechthin, sondern darüber hinaus wächst das Buch zu einer Auserlesenen, die paßt und

erschallert. Die Welt wird heute wieder etwas von Rußland, von Rußland, was immer es auch sein mag, das die Welt zum Kommunisten, da dem ihn die Reife nach leichten Kämpfen und tieferer Dersensqual macht, anders beurteilen als er und sich gegen ihn stellen.

Wie schwer ihm dieser Weg wurde, wie schicksalshaft sich die Fahrt durch Rußland ihm gestaltete, das geht aus jeder Zeile des Wertes eindeutig hervor. Er sieht alle Fehler und alle Schwächen des Sowjetstaates klar, und wenn er dennoch an seiner Beziehung kommt, so ist es vor allem das mächtig Große des geistigen Erlebnisses, das ihn überwältigt hat. Wegener schreibt an Ernst Toller: „Das Leben hier ist voll seltsamer Widersprüche. Man glaubt in ein Land überweltlicher kommunistischer Freiheit zu kommen, und tritt in ein staatskapitalistisches Land reiner Völlendung. Das wirtschaftliche Gebeiben Rußlands ist zur Hauptaufgabe geworden. In fast allen Betrieben fand ich die Löhne nach der Leistung gestaffelt, überall Stücklohn und auf der anderen Seite Arbeitslose. Jede einzelne Fabrik muß rechnen, soll Ueberflüsse leisten. Es gibt sogar Ueberstunden. Selbst Trinkgelder werden nicht verweigert. Dabei kann niemand seine Bewunderung verlagen, welch ungeheure Arbeit auf dem Wege des Wiederaufbaus geleistet wurde. Ueberall Neubauten, Kanäle, Arbeiterheime, Schulen, Maschinenhallen von einer bisher in diesem Lande ungewohnten Größe. . . .“

Wegeners Weg führt von Moskau nach Tiflis, Erivan, tief in den Kaukasus. Von Nachtschewan schreibt er an Gorki u. a.: „Wissen sollte zur Beiretung des Volkes dienen und nicht zu seiner Knechtung. Statt dessen enthält man die Wissenschaft dem Volke in Rußland mit jenem unduldsamen Fanatismus vor, mit dem die Kirche ihm einst die Lehren der Bibel gepredigt hat!“

Ueber die Räte der De la Arbeiter von Baku urteilt er: „In diesem Augenblick der großen Erneuerung hatte der Staat der Arbeiter und Bauern wichtigeres zu tun, als an die elenden Bretterhäuser der De la Arbeiter von Baku zu denken. . . .“

Im Hafen von Baku, auf dem Dampfer wartend, schreibt er: „Immer warten, warten wie eine Herde Vieh — arme Masse, du warst stumm und geduldig unter der Faust des Jaren, du bist stumm und geduldig unter der Zwangsvertheilung der Diktatur.“

Ueber Trojks Verbannung schreibt er an Gorki: „Alle Gefahren des Patriotismus, der Zentralkation, der Religion, des Dogmas, die man entgöttert hat, scheinen sich vorzubereiten, in dieses Land zurückzukehren. Es ist nicht das Neue — das überall das alte Rußland hindurchschlief, das man die Gefühle der Zensur, der Amtsstuben, des Spießbüchens, der Oghrana nur deshalb vernichtet hat, um sie selber anzuwenden, das ist es, was mich erschreckt. Wenn ich auch überzeuge bin, daß diese Mißstände klein sind gegen das große aufrichtige Wert der Beiretung Dunderlandender aus dem Ueberdruß, so kann ich diese Abstände nicht vor mir verschweigen, die sich gerade unter den ungeligen Händen jener aufstun, die das Wort der Freiheit am bedarrlichsten im Munde führen!“

Trotz dieser kritischen Erkenntnis kommt Wegener vom neuen Rußland nicht los, läßt im Gegenteil sein ganzes Wesen von dem geliebten Neuen sehnsüchtig umschlingen. Das Massenscha der Dunderlandenden in Moskau am sechsten Todestage Lenins, wird ihm zum elementaren Erlebnis, von dem er nicht mehr loskommt. Die Unzulänglichkeiten alles Irdischen wird auch bei diesem Problem aus dem ewigen Dualismus von Licht und Schatten, aus dem uns nur eines retten kann; der Mut beides zu tragen als urechtfertigt vorwärts strebender Mensch.

## Welt und Wissen

Die Kohlenhöfe Südafrikas.

ak. Viel zu wenig noch wird in Europa darauf Bedacht genommen, daß die früheren britischen Kolonien nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich zu ernsthaften Konkurrenten des Mutterlandes wie der Alten Welt überbaut geworden sind. Nicht nur Kanada und Australien, auch die englischen Staaten im Süden Afrikas stehen erst im Beginn ihrer wirtschaftlichen Entwicklung. Für die Südafrikanische Union wird im Kampf um die ökonomische Selbstständigkeit ihr Reichtum an Steinkohlen von erheblicher Bedeutung werden. Die Kohlenvorräte der südafrikanischen Staaten werden auf 56 Milliarden Tonnen geschätzt. Den Löwenanteil hat der Transvaalstaat mit 36 Milliarden; dann folgt Natal mit 16, während die Oranjerepublik, Kapkolonie und Basutoland sich zusammen mit 4 Milliarden begnügen müssen. Die Natalkohle gilt als die beste. Sie ist gleich gut für die Verkoklung wie für die Dampferzeugung zu gebrauchen. Die Transvaalkohle hingegen eignet sich nicht für die Koksfabrikation. Sie brennt mit langer Flamme und dient hauptsächlich als Bunkerkohle. Die Förderbedingungen der südafrikanischen Kohle sind außerordentlich günstig. Die Lager sind nahe der Erdoberfläche; in Natal a. B. liegen sie nur 60 Meter tief. Die einzelnen Schichten folgen ziemlich aufeinander. Nimmt man noch hinzu, daß die Kohle niedrig ist, so wird begreiflich, daß die Gekkeungslosten nicht hoch sind und die Prelle niedrig gehalten werden können. Während die englische Kohle pro Tonne mit 11,50 Mark, die amerikanische mit 6,10 Mark bezahlt werden muß, kostet die südafrikanische Tonne nur 5,10 Mark. Kein Wunder, wenn Produktion und Ausfuhr stetig zunehmen. Heute schon wird auf allen Eisenbahnen, in allen Häfen und Fabriken Südafrikas fast nur einheimische Kohle verwendet, und auf den Dampferlinien vom Kap bis Sontabar hat die afrikanische Bunkerkohle die britische völlig verdrängt. Entnommen der englischenzeitlichen Zeitschrift „Aramis“. Probeheft stellt der Verlag in Jena gern zur Verfügung.